

Andrew Greeley

Das Versagen und die Außenwelt

«Alles, was mit dem Menschen zu tun hat, verläuft mit der Zeit schlecht» (Gustave Weigel).

«Gewinnen ist nicht alles, aber verlieren ist gar nichts» (Charlie Brown).

«Sämtliche Revolutionen schlagen fehl, doch die Fehlschläge sind unterschiedlich» (George Orwell).

Versagen ist mit dem Menschsein gegeben

Versagen ist mit dem Menschsein gegeben. Es ist ebenso gewiß wie Tod und Belastungen, die selbst Erscheinungsbilder des Versagens sind. So sicher wie des Morgens die Sonne aufgeht, so sicher wie wir Luft einatmen und Kohlendioxid ausatmen, so sicher wie der Regen vom Himmel fällt, so sicher werden wir versagen. Auch von uns gilt, was Orwell von den Revolutionen gesagt hat: Unsere «Fehlschläge sind unterschiedlich», doch geht es nicht ohne Fehlschläge ab.

Selbst jemand, der größten Erfolg hat, versagt. Der Fußballstar wird alt und kann es nicht mehr mit jungen Spielern aufnehmen. Der angesehene Gelehrte wird inne, daß seine grundlegenden Erkenntnisse von einem begabten jungen Neuling ernstlich in Frage gestellt werden. Ein Politiker erlebt einen überwältigenden Wahlsieg, doch wird er in einer demokratischen Gesellschaft wieder weggefegt. Die Filmschauspielerin erfreut sich ein paar Jahre lang großer Beliebtheit, doch bald schreiben die Kritiker, das Alter beginne sich bei ihr bemerkbar zu machen. Die gewöhnlichen und die außergewöhnlichen Leute, die unwichtigen und die wichtigen Personen, die Mächtigen und die Schwachen – sie alle versagen schließlich.

Wir versagen infolge unserer Begrenztheit und Sterblichkeit. Wir können nicht alles tun, nicht alles erhalten, nicht alles wissen, nicht alles sehen. Wir hungern nach dem Unendlichen und Absoluten und jagen ihm nach. Doch wir stolpern und stürzen, denn unsere Füße sind unbeholfen. Selbst Revolutionäre kommen, wie Peter Berger bemerkt hat, nicht ohne Schlaf aus. Und am Ende müssen wir alle sterben.

Wir werden verdrießlich, entmutigt, frustriert, traurig. Wir planen einen Ausflug, und es regnet; infolge

einer Verkehrsstockung können wir einer höchst wichtigen Verabredung nicht nachkommen; am Dienstag beginnt unser Urlaub und am Montag kriegen wir die Grippe. Unser Verstand ist all dem, was wir wissen möchten oder sollten, so wenig gewachsen. Mögen unsere Fachkenntnisse noch so umfassend und für unseren Beruf ausreichend sein, sie genügen doch nicht für jede Schwierigkeit. Und außerhalb unseres Fachbereichs sind wir oft Stümper, alberne Amateure.

Manchmal meinen wir, wenn wir mehr wüßten und geschickter wären, würden wir mit den Schwierigkeiten, die uns die Außenwelt bereitet, besser fertig. Zweifellos haben wir Fortschritte erzielt. Die Kindersterblichkeit hat abgenommen, das Wasser unserer Seen und Flüsse ist nicht mehr voller Cholerakeime; wir verfügen über die Mittel, uns sofort mit jemandem in Verbindung zu setzen, und auch über sehr rasche Transportmittel. Die physikalischen Schranken, die das Aufeinanderwirken der Menschen behindern, sind abgebaut worden. Selbst auf psychologischem Gebiet wissen wir über die Dynamismen der Person und der menschlichen Konflikte weit mehr als einst.

Es gab einmal eine Zeit, wo wir zuversichtlich hoffen durften, daß die Steigerung des Wissens und der Fähigkeiten das Versagen wenn nicht aus dem menschlichen Dasein ausschalten, so doch um seine Wirkung bringen könnte. Wir dachten, Erziehung und Bildung, Wissen und Forschung und die Naturwissenschaften könnten am Ende die meisten menschlichen Probleme lösen.

Dieser naive Fortschrittsglaube ist in den letzten Jahren erschüttert worden. An seine Stelle trat eine ebenfalls naive romantische Einstellung, die den durch die Technik erzielten Fortschritt am liebsten aufgab, um zu dem einfachen Leben der Hirten- und Bauerngesellschaft zurückzukehren (wobei man selbstverständlich von der Hirten- und Bauerngesellschaft eine sehr idealisierte Vorstellung hat).

Ist Optimismus oder Pessimismus am Platz?

Zwischen den Extremen eines pelagianischen evolutionären Optimismus und eines manichäischen apokalyptischen Pessimismus muß es doch wohl eine bescheidene mittlere Ebene geben, auf der wir stehen und behaupten können, wir seien in der Lösung physikalischer, kultureller und psychologischer Probleme, die wir mit der Außenwelt haben, etwas vorangekommen und wir könnten wahrscheinlich im Kampf mit diesen Problemen weiterhin bescheidene Fortschritte erzielen. Diejenigen, die sich auf diese mittlere Ebene stellen, müssen jedoch auch zugeben, daß kein besonderer

Grund zu der Auffassung vorliegt, wir könnten mit der Zeit imstande sein, unsere äußere Umgebung so vollständig unter unsere Herrschaft zu bringen, daß jegliche Möglichkeit eines Versagens dahinfalle.

Die bescheidene mittlere Position behauptet, der Fortschritt werde weiterdauern, es werde aber auch inskünftig Fehlschläge geben.

Die physische Umwelt auf dem Planeten Erde stellt für uns immer noch eine Bedrohung dar. Trotz den in vielen Ländern getroffenen Gegenmaßnahmen kommt es immer noch zu verheerenden Überschwemmungskatastrophen. Orkane und Wirbelstürme können das Werk von Jahrzehnten oder gar Jahrhunderten auslöschen. Vulkane brechen aus, vernichten Tausende von Menschenleben und beeinflussen das Wetter auf Jahre hinaus. Mangel oder Überfluß an Niederschlägen kann die von den fähigsten internationalen Wirtschaftswissenschaftlern ausgeklügelten Produktions- und Verteilungspläne für Lebensmittel über den Haufen werfen. Kurz, wir sind immer noch nicht Herren über das Wetter. Dieses kann unsere Promenaden ruinieren, unsere Ernten vernichten und unsere Städte und Dörfer zerstören. Es kann unser Leben im Handumdrehen auslöschen. Klimatologen äußern häufig die Besorgnis, daß in naher Zukunft eine weitere Eiszeit anbreche oder zumindest eine «kleine Eiszeit», wie das in den letzten zweitausend Jahren wenigstens zweimal der Fall war. Ihre Vorhersagen mögen nicht genau zutreffen. Die Klimatologie ist eine ehrgeizige neue Wissenschaft, die nicht gerade durch publizistische Bescheidenheit glänzt. Doch aufgrund der Vergangenheit des Planeten ist anzunehmen, daß es wiederum zu Eiszeiten kommen wird, und sie werden aller Wahrscheinlichkeit nach zum Tod von Millionen von Menschen führen und die Zivilisation in einem großen Teil der Welt auslöschen. Wir werden sie kaum verunmöglichen können.

Und wir dürfen auch nicht hoffen, über die Krankheit gänzlich Herr zu werden. Die Pest, der schwarze Tod, die Grippe waren Phänomene, mit denen wir nicht ganz fertig wurden. Unsere Einrichtungen zur Gesundheitspflege, unser fachmännischer Kampf gegen Epidemien, das Netz der Weltgesundheitsorganisation und im großen und ganzen bewährte sanitäre Einrichtungen in vielen Weltteilen bieten Schutz gegen pandemische Seuchen. Umgekehrt gibt das Langstreckenflugzeug der todbringenden Mikrobe eine viel größere Beweglichkeit als sie je besaß. Der Virus, der die spanische Grippe verursachte, soll in Schweinen immer noch auf der Lauer liegen. Die Frage ist nicht, ob wiederum Epidemien ausbrechen werden, sondern wann und wie weit das Wissen und die Fähigkeiten der Weltgesundheitsgemeinschaft imstande sein werden,

ihren Wirkungen Einhalt zu gebieten. Auf jeden Fall werden wir eines Tages sterben. Wir alle sind mit einer unheilbaren Krankheit, die «Leben» genannt wird, auf die Welt gekommen und das Heilmittel für diese Krankheit muß die Medizin erst noch entdecken. Jede Gesundheitspflege versagt schließlich.

Diejenigen von uns, die sich gesellschaftlich und politisch engagieren, meinen oft, es müsse doch möglich sein, die Bewegungen der Polareisdecken zu hemmen und Epidemien von der Menschheit fernzuhalten schon lange bevor man sich im Kampf mit den Kultur-, Struktur- und Gesellschaftsfragen und mit den psychologischen Problemen große Hoffnungen auf Erfolg machen dürfe. In vielen Theologenkreisen ist es Mode, über «Machtstrukturen» und «Systeme» und «Establishments» zu reden, als ob diese Schlagworte das Leiden und die Fehlschläge, die das Schicksal der Menschheit zu sein scheinen, erklären könnten. In Wirklichkeit sind derartige Erklärungen mythologisch und spielen für manche moderne Menschen die gleiche Rolle wie in der babylonischen Zivilisation der personifizierte Dämon, der Teufel (Südwestwind), der die Ernten vernichtete. So ist es nun die «Machtelite», die für unsere meisten Probleme verantwortlich gemacht wird. Beseitigen wir diese «Machtelite» und ersetzen wir sie durch «unsere eigene», dann wird unsere Gesellschaft in ein goldenes Zeitalter der Befreiung und des Wohlstandes eintreten!

Zwar gibt es auf der Welt Machtstrukturen, doch jeder Machtinhaber weiß, wie wenig weit seine Macht in Wirklichkeit reicht und wie schwierig es ist, etwas «durchzusetzen». Während der Kubakrise mußte Präsident Kennedy zu seinem Schrecken feststellen, daß die amerikanischen Atomwaffenbasen in der Türkei, deren Demontage er dreimal befohlen hatte, immer noch tätig waren. Kennedy entdeckte, was alle Macht- und Verantwortungsträger zu erfahren haben: Damit, daß man sich an der Spitze einer Machtstruktur befindet, ist noch nicht ohne weiteres gegeben, daß man Herr über sie ist. Wohl kann man jemanden etwas tun heißen, doch damit ist noch nicht gesagt, daß dieser den Befehl auch ausführt und ihn so ausführt, daß das, was man damit vorhat, auch erreicht wird.

Noch immer gibt es auf der Welt oppressive Machtstrukturen. Politisch und wirtschaftlich anders Denkende schmachten in Brasilien, Chile, China und Tansania im Gefängnis. In Kuba und Portugal sowie in Spanien gibt es eine strenge Pressezensur, Subtile Zensurformen gibt es in Ländern wie Großbritannien und Schweden. Machtstrukturen schränken die menschliche Freiheit ein und finden dafür immer schöne Rechtfertigungsgründe. Oft ist ihre Absicht gut und sind auch ihre Auswirkungen wohltuend. Das menschliche

Dasein braucht Gesetzesschranken, aber für diejenigen, die die Gesetze auslegen und vollstrecken, werden sie zu einem äußerst wirksamen Instrument nicht nur zur Herstellung von Disziplin, sondern auch zur Unterdrückung.

Wie uns indes die Revolutionsgeschichte lehrt, wird die alte Unterdrückerklasse immer durch eine neue Klasse von Oppressoren ersetzt und macht das alte Establishment einem neuen Platz. Das revolutionäre Regime löst vielleicht einige alte Probleme, schafft aber zwangsläufig neue Probleme, und es ist schwer auszumachen, ob bei einer Revolution die guten Auswirkungen die schlimmen so sehr überwiegen, daß sich das Blutvergießen und die Gewalttaten lohnen. Im allgemeinen halten diejenigen, die durch die Revolution zur Macht gebracht wurden, die Kosten für gerechtfertigt, die aus der Macht Verdrängten aber für zu hoch. Für das gewöhnliche Volk ist es eine reichlich akademische Frage, ob das eine System der Unterdrückung besser sei als das andere, denn niemand kümmert sich stark um das, was es denkt.

Die Begeisterung einiger Theologen und Männer der Kirche für die Revolution verrät nur ihre Unkenntnis der Geschichte. Selbstverständlich gibt es Zeiten, in denen man gegen Unterdrücker aufstehen muß, doch in bezug auf die Frage, inwiefern ein neues Regime eine Besserung herbeiführt, ist Vorsicht, Zurückhaltung und Skepsis am Platz. Das neue Regime wird alsbald entdecken, was das alte bereits wußte: Es gibt nun einmal in einer Gesellschaft kulturelle, soziale, psychologische und personale Probleme, die bleiben, gleich wer am Ruder ist.

Jedes Kultursystem, das die Welt gekannt hat, weist seine Vorzüge und seine Schwächen auf. Das irische Volk z. B. mag vielleicht mit Recht behaupten, Träger einer Kultur zu sein, die große Dichter und außerordentlich fähige Politiker hervorgebracht hat, doch der übermäßige Alkoholenuß ist ein nationales Problem im Lande selbst und überall da in der Welt, wohin die Iren auswanderten. Und um ein anderes Beispiel zu nehmen: Die chinesische Kultur bringt eine außerordentliche Wirtschaftsblüte hervor, sofern Frieden und Ordnung herrschen, so daß es zu dieser Blüte kommen kann, doch der chinesische Spieltrieb wirkt sich selbstzerstörerisch aus und ist unkorrigierbar.¹ Die «andere Welt» der Inder bringt eine reiche geistliche und mystische Tradition hervor. Ob sie auch eine funktionstüchtige moderne Technik und Wissenschaft hervorbringen vermag, ohne an einigen besonderen Grundzügen der Kultur wesentliche Änderungen vorzunehmen, bleibt abzuwarten.

Mit all ihren reichen Vorzügen und vielschichtigen Schwächen sind Kulturtraditionen sehr unlenksam. Sie

werden im intimen Kontext der Erfahrungen, die das Kleinkind im Familienkreis erlebt, unbewußt und oft unbeabsichtigt von Generation zu Generation weitergegeben. «Es kommt nicht darauf an, wer uns regiert», konnte ich unlängst in Polen hören; «wir Polen sind und bleiben Anarchisten.» (Ich hätte hinzufügen können: Wer immer sie regiert, sind und bleiben die Polen frei).

Die Veränderung der wirtschaftlichen und politischen Systeme mag sich auf den Wurzelgrund der Kultur, sofern das System ihn lange genug bearbeitet, auswirken, doch für gewöhnlich nur dann, wenn systematisch versucht wird, die Tradition auszurotten. Präsident Nyerere von Tansania ist offensichtlich bestrebt, die schwerfällige alte Kultur seines Landes zum Verschwinden zu bringen und sie durch eine Mischung eines Kommunalismus in chinesischem Stil und einer afrikanischen Rhetorik zu ersetzen. Anscheinend haben Nyerere und seine Ratgeber nicht erfaßt, daß die tansanische Kultur nicht die chinesische Kultur ist und daß man nicht erwarten darf, daß Tansanier wie Chinesen reagieren. Seine Bestrebungen, eine neue Kultur zu schaffen, werden aller Wahrscheinlichkeit nach scheitern und wäre es auch bloß deshalb, weil er und seine Ratgeber sich nicht bewußt sind, wie mächtig sich kulturelle Zwänge auf jede Gesellschafts- und Strukturreform auswirken. Sollte er wider Erwarten Erfolg haben, so wird die alte afrikanische Kultur gründlich zerstört sein, auch wenn man noch so viele afrikanische Bezeichnungen verwendet, um die neue Kultur zu garnieren.

Vielleicht ist es nicht unmöglich, ein Kultursystem zum Verschwinden zu bringen; vielleicht ist es nicht unmöglich, eine neue Kultur aufzubauen. Doch ob das, was nach einem so drastischen chirurgischen Eingriff und einer solchen Einimpfung herauskommt, eine Verbesserung darstellt oder nicht, bleibt abzuwarten. Selbst ein Erfolg kann sich leicht als Mißerfolg herausstellen. Der spätere Zustand einer Nation ist vielleicht schlimmer als der frühere.

Dazu kommt ein weiteres. Jeder, der sich in großen oder kleinen Strukturen mit Menschen abgibt, muß sich bewußt sein, daß es gesellschaftliche und psychologische Syndrome gibt, die je nach den Gesellschaftsklassen spezifisch verschieden sind und den Erfolg außerordentlich behindern. Wir alle kennen bis zum Überdruß die Schwächen der Bourgeoisie und der herrschenden bürokratischen Klasse, doch haben alle, die Aristokraten, die Intellektuellen, der Klerus, die Bauern, die Journalisten, die Revolutionäre Befürchtungen, Hoffnungen und Antworten auf Situationen, die es für andere überaus schwierig machen, mit ihnen in wirklicher Kommunikation zu sein oder gar sie zu

lenken, wenn sich gewisse Probleme und Streitfragen ergeben. Beispielsweise stehen vielleicht Intellektuelle in der Revolutionsbewegung oder wenigstens in der revolutionären Rhetorik an der Spitze, doch in vielen Gesellschaften (besonders in meiner) werden Intellektuelle zu unbeugsamsten Reaktionären, wenn es um die Reform des höheren Bildungswesens geht. Die persönliche Sicherheit der meisten Akademiker ist nicht eben groß. Sie lieben die Welt, in der sie leben, und geben sich Mühe, nett und ordentlich zu sein und den Erwartungen zu entsprechen. Sie denken sich verwickelte abstrakte Argumente aus, denen zufolge andere zu Änderungen bereits sein sollten, doch scheinen sie in ihrem eigenen Kreis sich gegen Änderungen hartnäckiger zu sperren als Bauern und Arbeiter in ihrem Kreis.

Natürlich ist eine konservative Haltung dem Menschen irgendwie angeboren. Selbst der radikalste Revolutionär wird wahrscheinlich nach einer ruhigen Umgebung und stabilen Struktur suchen, von denen aus er seine revolutionären Bestrebungen fördern kann. Wenn er sich beständig über seine Umgebung zu beklagen hat, wird er keine Kräfte mehr übrig haben, um sich seinen revolutionären Zielen zu widmen, die auf die Zerstörung der Umwelt und der Strukturen anderer Menschen ausgehen. Falls nicht feste Verhaltensmuster gegeben sind, an an die wir uns halten können, verschwenden wir soviel Zeit, um Entschlüsse zu fassen, daß uns für anderes nur noch wenig Zeit bleibt. Wir sind also, ob gern oder ungern, in mancher Beziehung konservativ.

Für solche, die die Kulturlandschaft zu verändern wünschen, ist die Frage nicht, ob sie die konservative Haltung zum Verschwinden bringen können, sondern ob sie die konservative Einstellung derer, mit denen sie es zu tun haben, genügend mit der Hoffnung beruhigen können, daß die herbeigeführte Änderung stattfinden kann ohne daß ihre grundlegenden Werte und vitalen Interessen bedroht werden.

In gewissen Wirtschaftsgruppen und -klassen ist man Änderungen stärker abhold als der Durchschnittsbürger, weil die einst gemachten Erfahrungen und die einstigen Positionen von etablierten Werten, Verhaltensmustern und Routinen abhängiger machen. Während eines Jahrzehnts wirkte ich unter der neureichen dritten oder vierten Generation irischer Katholiken in den Vereinigten Staaten. Sie waren in mancher Hinsicht gewinnend, aber in anderer Hinsicht sehr eigensinnig. Ich war überzeugt, sie seien die engstirnigsten, störrischsten, fantasielosesten, eingeschüchtertesten Leute auf der Welt, bis ich entdeckte, wie Akademiker und Intellektuelle sind.

Probleme persönlichen Versagens

Zu den kultur- und klassenbedingten Problemen kommen personbedingte. Jeder Mensch, mit dem wir zu tun haben (namentlich der Mensch, der wir selbst sind) bringt ein unabsehbares biologisches, psychologisches und autobiographisches Gepäck in sein Erwachsenenleben mit. Sein Nerven-, Drüsen-, Kreislaufs- und Verdauungssystem sind ganz eigen, und da diese Systeme bei den wenigsten von uns ganz gut funktionieren, setzen sie unserer Freiheit mehr als wir uns vorstellen Grenzen. Jeder von uns hatte die verwickelten Beziehungen zu den Eltern zu gestalten und mit der Beziehung zwischen den beiden zurechtzukommen, aus der wir irgendwie ausgeschlossen waren und der wir auf alle Fälle fernstanden. Die meisten von uns haben sich auch mit dem Problem auseinanderzusetzen, daß es Geschwister gibt, die wir zutiefst als Nebenbuhler empfinden, doch andererseits werden wir stark gedrängt, sie als Brüder und Schwestern zu lieben. Wir tragen das Paradigma Mutter-Vater-Geschwister während unseres ganzen Lebens als Grundlage unserer eigenen Person mit uns herum und allzu leicht fügen wir in dieses Beziehungsmuster andere Menschen ein, mit denen wir umgehen, namentlich solche, denen wir enger verbunden sind. Es gibt keinen Weg, um unsere Intimrollenpartner daran zu hindern, manchmal zu Ersatzeltern oder Ersatzgeschwistern zu werden. Die entscheidende Frage ist, ob wir mit unserem Hang, die Probleme und Konflikte der frühen Kindheit von neuem zu schaffen, zurechtzukommen und ihn bekämpfen.

Überdies haben wir bei unserem gesellschaftlichen, geschlechtlichen und politischen Reifungsprozeß während der Pubertät und der Adoleszenz einschneidende Erfahrungen gemacht. Wer z.B. während der Vietnamära aufwuchs, wird von dieser Erfahrung sein ganzes Leben hindurch ebenso tief geprägt sein wie der, der während der Weltwirtschaftskrise der dreißiger Jahre aufwuchs. Unsere ersten geschlechtlichen Beziehungen, die, wie zu befürchten ist, zu einem sehr großen Teil von den in der eigenen Familie geltenden Verhaltensnormen geprägt sind, disponieren uns im voraus zu einer Haltung des Vertrauens oder der Ausbeutung, der Furcht oder der Offenheit und zu Kombinationen beider Reaktionsreihen, die im späteren Leben nur mit großer Schwierigkeit geändert werden können.

Aus unserem schweren biopsychischen Gepäck ergeben sich zwei Gründe des Versagens, auf die man zu wenig acht gibt. Der erste ist der «Persönlichkeitskonflikt». Zwei Menschen teilen die gleichen religiösen, kulturellen, politischen und gesellschaftlichen Werte, widmen sich vielleicht den gleichen Anliegen und Zie-

len, und doch verbrauchen sie vielleicht sehr viel Zeit damit, daß sie miteinander kämpfen statt sich gemeinsam für ihre gemeinsamen Ziele einzusetzen. Ihre Persönlichkeiten passen nicht zusammen; so oft sie miteinander zu tun haben, sprüht es Funken. Höchst wahrscheinlich hat jeder den anderen zu einem Ersatzelternanteil oder zu einem Ersatzgeschwister gemacht und daraus hat sich eine *Mésalliance* ergeben. Es steht kaum zu erwarten, daß das vereinte Bemühen der beiden zu einem Erfolg führt, der lange Zeit hinhält. (Beispielsweise erfreuten sich Gilbert und Sullivan, solange sie miteinander verbunden waren, eines gewaltigen beruflichen Erfolges, sprachen aber in den späteren Jahren ihres Lebens nicht mehr miteinander.)

Wie die verschiedenen Kräfte der äußeren Umgebung zusammenwirken, um unseren Erfolg zu schmälern und unsere Fehlschläge zu steigern, wird durch die gegenwärtige Nahrungsmittelkrise in der «Vierten Welt» treffend veranschaulicht. Wetter und Mißernten sind immer noch Variablen, die wir nur mit größter Schwierigkeit in den Griff bekommen können. Ein Farmer oder Bauer wird sich fast sicher gegen Änderungen in den Anbautechniken sperren, selbst wenn diese seine Produktivität steigern. Doch selbst wenn die Nahrungsmittelerzeugung wächst, bleiben die Verarbeitungs- und Verteilungsprobleme. Im einen Teil des Landes hungern die Menschen, während in einem anderen Teil Überfluß herrscht. In der einen Region können die Traktoren nicht mehr weiterfahren, weil es ihnen an Treibstoff fehlt, während es in einem anderen Sektor an Lagerraum für den Überfluß an Treibstoffen mangelt. Getreide verfaut in den Häfen, weil keine Transportschiffe vorhanden sind, und Korn bleibt in zentralen großen Lagerhäusern liegen, während Menschen verhungern, weil kein Mechaniker da ist, um die Lastwagen zu reparieren, damit das Getreide in die Dörfer geliefert werden kann. Oder politische Auseinandersetzungen behindern die Getreideverschiffung aus den Erzeugungsländern und noch mehr in den Bestimmungsländern. Die verwickelten Probleme der Weltwirtschaftsordnung können die Produktion drosseln, den Warenaustausch stören und die Verteilung äußerst notwendiger Nahrungsmittel behindern.

Man macht es sich zu einfach, wenn man zu einem Trick unserer mythenliebenden Vorfahren zurückkehrt und eine Teufelstheorie erfindet, um unsere Probleme zu erklären. Zwar sind zweifellos böse Leute am Werk; zweifellos gibt es oppressive und ungerechte politische Systeme, doch gibt es leider auch viel Ignoranz, Lethargie, Stupidität, Tatenlosigkeit und Untüchtigkeit. In aufrichtigen Momenten gestehen selbst die gelehrtesten Fachmänner, daß sie sich über die

richtige Lösung der Nahrungsmittel- und Bevölkerungsprobleme auf der Welt nicht im klaren sind, und obwohl sie ihre Lieblingstheorien und -programme haben, bekennen sie, keineswegs sicher zu sein, daß ihre Theorien stimmen und ihre Programme Erfolg haben. Und wenn einer von ihnen ganz aufrichtig ist, wird er zugeben, daß seine Theorie und sein Programm, falls man sich an sie hält, sich vielleicht sogar kontraproduktiv auswirken und die Dinge noch schlimmer machen könnte als sie bereits sind.

Selbstverständlich müssen wir gegen den Hunger und die Unterernährung etwas unternehmen. Manchmal müssen wir uns mit aller Kraft und Entschiedenheit einsetzen, doch sollten wir uns dabei keine Illusionen machen. Da es an Sachverstand und Geschicklichkeit fehlt, sind die Mißerfolgschancen sehr groß, die Erfolgchancen jedoch gering. Wie der Amerikaner sagt, werden wir bloß dann erfolgreich sein, wenn wir «luck out».

Wir dürfen auch nicht das Problem übersehen, das mit dem gegeben ist, was der amerikanische Soziologe Robert K. Merton «latent dysfunction» genannt hat. Selbst wenn wir Erfolg haben, werden unsere Erfolge ungewollt weitere Wirkungen hervorbringen, so daß vielleicht die Kur schlimmer ist als die Krankheit. Das Wohlfahrtsprogramm der Vereinigten Staaten z. B. war dazu bestimmt, den Armen zu helfen. Jetzt tritt an den Tag, daß es eine Situation geschaffen hat, in der die Abhängigkeit eher noch größer als kleiner ist – was sich auf die betreffenden Menschen psychologisch erschreckend auswirkt. Der sehr erfolgreiche «Housing Act» von 1965 wurde von Lyndon Johnson beim Kongreß durchgebracht und führte zu einer fürchterlichen Expansion des Häuserbaues in den Vereinigten Staaten. Doch zur großen Bestürzung aller führte er auch dazu, daß weite Flächen der Großstädte Amerikas aufgegeben wurden und in der Folge zerfielen – Flächen, von denen noch niemand weiß, wie man sie wieder kultivieren soll. Die Expresstraßen und Autobahnen machen es uns leichter, mit dem Automobil zu reisen, doch haben sie auch die Luftverschmutzung verstärkt, die Zahl der Verkehrsunfälle erhöht und zu lästigen Verkehrsstauungen während der Hauptstoßzeiten geführt.²

Unkenntnis, Untüchtigkeit, Mißgeschick, persönliche Konflikte, Tatenlosigkeit, konservative Einstellung, Furcht, Mängel der Gesellschaftsstruktur und der Kultur lassen die Möglichkeit, mit den Bestrebungen zur Gesellschaftsänderung Erfolg zu haben, sehr gering, hingegen die Wahrscheinlichkeit eines Fehlschlages sehr groß erscheinen. Man gewinnt etwas und verliert dafür etwas, wie der amerikanische Sportler sagt, aber man verliert viel mehr, als man gewinnt.

Die christliche Antwort auf das Versagen

Die letzte Frage für einen Christen ist die, wie er auf das Versagen reagieren soll. Seine Reaktion kann in Zynismus, Enttäuschung, Rückzug bestehen oder von Weitblick, Hoffnung und Weisheit inspiriert sein. Wenn wir uns an diese zweite Antwortreihe halten, so können wir uns so stark wie eh und je sozial einsetzen, doch unsere Erwartungen werden realistischer, unsere

Strategien überlegter, unsere Begeisterungstürme gedämpft und unsere Geduld, unser Ausharren und Durchhalten werden viel stärker sein. Als unser Herr das Kreuz trug, drückte es ihn dreimal zu Boden. Jedemal aber stand er wieder auf, und dies muß auch der Christ tun, der versagt. Wer sich mit dem Versagen im sozialen oder apostolischen Einsatz nicht abfinden will, sollte einen Psychiater aufsuchen, denn er verfällt einem massiven, systematischen Selbstbetrug.

ANDREW GREELEY

¹ Ich spreche hier selbstverständlich nicht von allen Chinesen oder Iren, sondern vielmehr von Tendenzen, die in einer bestimmten Gesellschaft herrschen und durch solide Forschungsarbeiten belegt werden können.

² Ich war einmal in einer Pfarrei tätig, die vierzehn Meilen vom Geschäftsviertel Chicagos entfernt war. Während der Stoßzeiten brauchte man für diese Strecke dreißig bis vierzig Minuten. Im Jahre 1900 konnte man in einem vorsintflutlichen Pferdegespann die gleiche Strecke in ungefähr fünfunddreißig Minuten zurücklegen.

Übersetzt von Dr. August Berz

1928 in Oak Park U.S.A. geboren (1954 ordiniert), studierte am Seminar Saint Mary of the Lake und an der Universität von Chicago. Master of Arts, Lizentiat der Theologie und Doktor der Soziologie. Er ist Lektor an der soziologischen Abteilung der Universität Chicago und Studiendirektor des National Opinion Research Centrum daselbst. Er veröffentlichte u. a.: *The Hesitant Pilgrim. American Catholicism after the Council* (New York 1966); *A Future to Hope in* (New York 1969) = *Eine Zukunft, auf die man hoffen kann* (Olten 1971); *Contemporary Religion* (Glenview III 1972); *Priests in the United States. Reflections on a Survey* (New York 1972).

Wilhelm Gössmann Versagen durch Kommunikationsstörungen

1. Literarische Texte in ihrer sozialen Kompetenz

In diesen Ausführungen soll das Problem der Kommunikationsstörungen insbesondere an literarischen Texten verdeutlicht werden. Gerade an ihnen kann man, wenn man sie unter dem Gesichtspunkt ihrer sozialen Kompetenz betrachtet, Einsichten in sprachliche Situationen gewinnen, die die Vielbezüglichkeit im menschlichen Umgang nicht eliminiert haben. Sie lösen einen Reichtum an Assoziationen aus.

In literarischen Texten dieser Art hat man schon immer das Versagen durch Kommunikationsstörungen thematisiert, längst bevor in unseren Tagen die Linguistik sich damit beschäftigt. Nur verwandte man hierfür noch nicht den modisch einschlägigen Begriff der Kommunikation. Gegenüber empirischen Beispielen, deren sich wissenschaftliche Analysen bedienen, besitzen literarische Texte zwar nicht die Exaktheit des Begrifflichen, erfassen dafür aber die Komplexität von Grundstrukturen und lassen diese in ihrer Unmittel-

barkeit erstehen. Seltsamerweise verfügt die literarische Fiktionalität über einen größeren Spielraum möglichen Transfers auf die Realität, als diese es für sich selbst vermag. Entscheidend ist, um es noch einmal zu betonen, die Herausarbeitung der sozialen Kompetenz über die bloß sprachlich-literarische hinaus.

2. Kommunikationslosigkeit

Vielleicht darf bei den Überlegungen ein Paradox am Anfang stehen und die Behauptung ausgesprochen werden, daß unter bestimmten Bedingungen Kommunikationsstörungen kommunikationsfördernd sind.

Bei Goethe findet sich in den «Unterhaltungen Deutscher Ausgewanderten» folgende kleine Gesprächspassage.

Luise. «Hätten Sie sich eigentlicher ausgedrückt, so hätten wir nicht gestritten.»

Der Alte. «Aber auch nicht gesprochen. Verwirrungen und Mißverständnisse sind die Quellen des tätigen Lebens und der Unterhaltung.»¹

Kommunikationsstörungen, die durch das Gespräch aufgearbeitet werden, machen das Leben der Menschen untereinander kreativ und nicht zuletzt auch gesellig. Das genannte Werk Goethes ist überhaupt ein Beispiel für Kommunikationsstörung bzw. Kommunikationslosigkeit und ihre Überwindung: In der Exilsituation eines adeligen Kreises, der vor der